

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 7

Artikel: Aus einer antiken Grossstadt

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

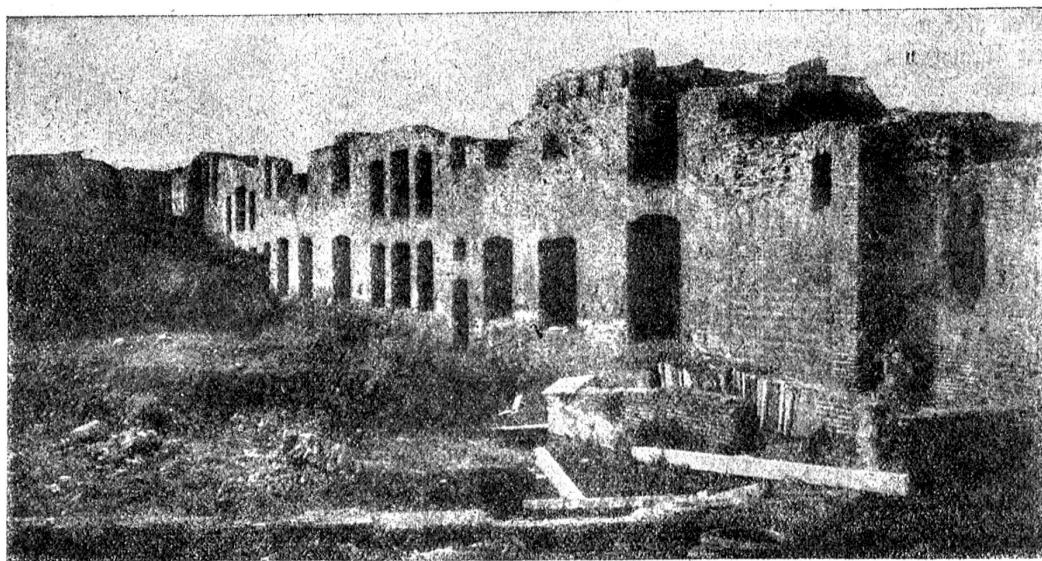
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



In Ostia ausgegrabene antike Privathäuser aus der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr.: Ansicht der Gartenseite.

sich nach dieser Ergriffenheit, als sei sie ein Mittel zur Be-
freiung von seinem untätigen Dahinträumen. Als liege eine
Kraft in ihr, die ihn wieder zum Maler machen könnte.

Die Lichter erloschen. „Das hohe Seil wird bestiegen,“ verkündete ein vierzähriger Mann. Jetzt erst gewährte der Maler einen Mast, der sich nach oben in den dunkeln ge-
heimnisvollen Nachthimmel verlor und von dem aus sich
ein Seil zum Dachfensterlein eines Hauses hinüberspannte.
Hoch über der Erde schien es zu schweben, durch das Dunkel
gewissermaßen höher gehoben und ins Unendliche verlängert.

Ein Mädchen schritt hinüber — man hielt den Atem an — nein, es schritt nicht, es schwebte, es flog, es ver-
schwand in der Dunkelheit. Und es erschien wieder mit der
mächtigen Balancierstange, die leise schwankte. Es trippelte
so leicht und schnell, als bewege es sich auf einem Tanz-
boden, und doch lag unter ihm die nackte, harte Erde. Kein
Netz täuschte Rettung vor. Wenn es fiel, dann fiel es in
den Tod.

Ein verwegener Bursche kletterte hinauf. Und seltsam
war nun zu spüren, wie von diesem verwegenen Burschen
wieder ein Gefühl der Befreiung ausging. Er lief über dem
Tode und spottete
seiner! Und eines
Tages wird er doch
herunterstürzen!

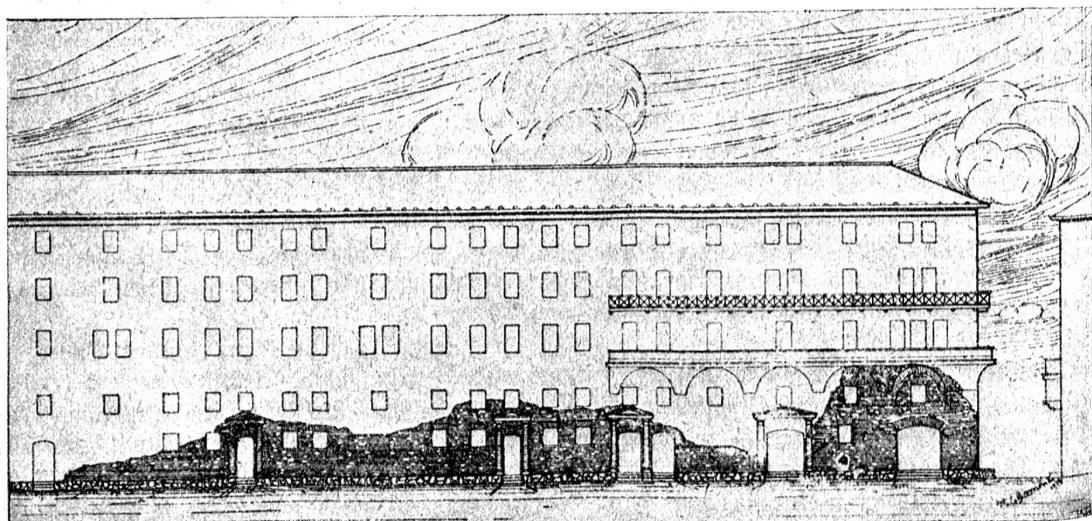
Aber daß er den
Tod nicht fürchtet,
ist wie eine Erlö-
fung für alle die
andern, für die gu-
ten Bürger und Fa-
milienbäter, die
Mütter und Mäd-
chen, die den Tod
so sehr fürchten. Sie
wagen nichts — er
aber wagt's. Und
das schenkt ihnen
Befreiung und Er-

lösung aus der gewoh-
nen Lebensenge. Sie at-
men auf. Sie gehen
gleichsam hinter ihm auf
dem Seile. Sie stehen
neben ihm. Sie machen
mit ihm den Kopfstand,
den tollkühnen Kopf-
stand. Sie haben ganz
vergessen, wie kleinlich
und ängstlich sie bis
heute gewesen sind. Von
nun an werden sie es
nicht mehr sein. Denn
jetzt sind sie mutig und
waghalsig, wie nur ei-
ner, und es scheint ihnen
nicht möglich, daß sie
jemals wieder feige sein
können. Und da das

(Fortschreibung folgt.)

Aus einer antiken Großstadt.

Bisher glaubte man, ein antikes, speziell römisches
Privathaus aus der spät republikanischen oder aus der
Kaiserzeit müsse man sich als einen einstöckigen Bau vor-
stellen, dessen zahlreiche Innenräume sich regelmäßig um
Atrien und Säulenböfe herumgruppierten. Die Aus-
grabungen in Pompeji stützten diese Meinung; aber
man mußte logischerweise annehmen, daß die Verhält-
nisse in den Großstädten, zumal in der Siebenhügel-
stadt, wo sich die Bevölkerung zusammendrängte, an-
ders lagen. Hier mußte man sich mehrstöckige Häuser
ähnlich unseren Mietskasernen, denken. Freilich, wie
diese wirklich aussahen, darüber war man bis heute im
Zweifel.



Rekonstruktion der Straßenfassade.

Nun ist dieses Rätsel durch die neuesten Ausgrabungen in Ostia, der an der Tibermündung gelegenen Hafenstadt Roms, gelöst worden. Prof. Dr. Chr. Hülsen berichtet in der Berliner "Woche" darüber wie folgt:

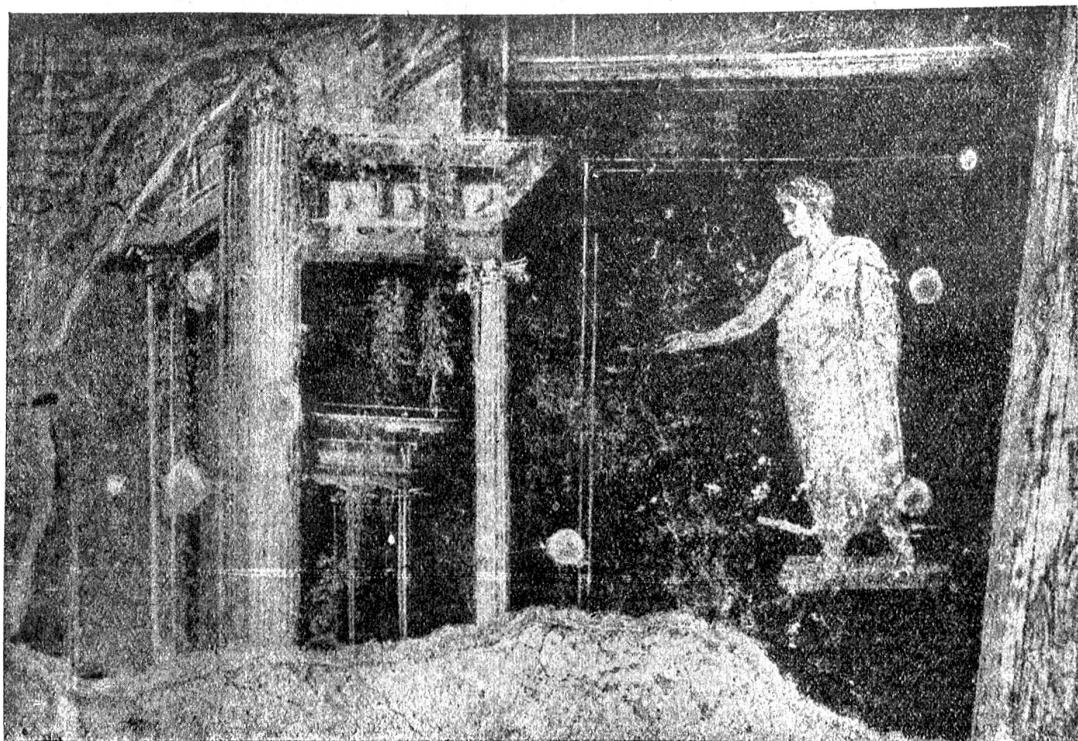
Seit Rom die Mittelmeerbeherzschirring geworden war, blühte Ostia, das die Millionenstadt vom Meere her mit Lebensgütern zu versorgen hatte, mächtig auf. Die Ruinen der öffentlichen Bauten, Tempel, Theater, Thermen zeugen von ihrer damaligen Größe. Die Stadt hatte, weil am flachen Meeresufer gelegen, ein sehr regelmäßiges Straßennetz mit rechtwinkligen Häuserblöcken.

Die ausgegrabenen Reste eines solchen Häuserblocks gibt unsere Abbildung S. 88 wieder. Man muß sich diese Reste zu einem vierstöckigen Hausbau ergänzt denken, der ein hofähnliches Geviert umschließt. Nach dem Stempel zu schließen, den man auf Ziegeln gefunden, muß dieser Häuserblock um die Mitte des 2. Jahrhunderts nach Chr. erbaut worden sein. Da ähnliche Bauten auch in andern Teilen der Stadt aufgedeckt sind, darf man den Bau nach der Art des hier rekonstruierten als den Normaltypus eines antiken Großstadthauses ansprechen.

Für dieses charakteristisch wäre, nach den Ausgrabungen in Ostia zu schließen, daß seine Räume nicht ausschließlich auf einen, sondern zum Teil noch in einem darüberliegenden Halbgeschoss angeordnet sind. Mehrere dieser Räume hatten hohe Fenster nach der Gartenseite hin, die im Erdgeschoß natürlich auch Ausgänge dorthin. Der nach der Sonnen- und Gartenseite hin orientierte Flügel des Häuserblocks enthielt Wohnungen für die Vornehmen und Vermöglichen. Beweis hierfür ist nicht nur die reiche Zahl der Räume, sondern auch ihr häufiger malerischer Wandschmuck. Die auf S. 89 wiedergegebene Wandmalerei, Jupiter und Ganymed darstellend, wurde in einem der ausgegrabenen Häuser in Ostia gefunden. Der entgegengesetzte Flügel des Blocks enthält nur vierseitige, mit einem Straßenfenster versehene Räume; hier wohnten allem Anschein nach ärmere Stadt-bürger.

Etwa anderthalb Jahrhunderte später, bald nach Konstantin, sah der rapide Verfall von Ostia ein. Sein Hafen verstandete; die Häuser wurden verlassen und zerfielen. Im frühen Mittelalter erhob sich auf den Trümmern des antiken Ostia, das von Papst Gregor IV. zum Schutz gegen die Sarazenen gegründete Neu-Ostia, das aber auch keinen langen Bestand hatte. Aus dessen Trümmern ragen heute noch die Reste eines antiken Haupttempels hervor unweit von der kleinen Basilika aus der Neuzeit: Symbole zweier Religionen und zweier Weltalter.

Spruch: Man kann sich täuschen, glaube mir, man kann das für Starke des Geistes halten, was doch am Ende Verzweiflung ist. — schiller.



Wandmalerei aus dem haus des Ganymedes.

Simon Gfellers „Schwarmgesicht“.

Wer die Aufführung von Simon Gfellers berndeutschem Schauspiel „Schwarmgesicht“ im Berner Stadttheater mit erlebt hat, ist überzeugt, daß das Dialektstück auch auf der Stadtthebühne Heimatrechte erwerben wird. Es kann unserem Schweizer Theaterpublikum unmöglich länger verborgen bleiben, daß große künstlerische Schätze in unserer Volks-sprache und in unserem Volksleben schlummern, die gehoben sein möchten, die an das Licht des Tages drängen, um wirksam zu werden für unsere nationale Kultur. Wenn diese Erkenntnis endlich gereift sein wird, wenn der ernsthafte Theaterbesucher, dem es um Kunstgenuss und nicht bloß um leichte Unterhaltung zu tun ist, weiß, daß ihm im Dialektstück auch gute und beste Kunst geboten wird, dann wird er zweifellos auch zahlreicher die Dialektaufführungen besuchen als das leider bis heute der Fall war. Man muß der Stadtthebühne diese Entwicklung wünschen; denn auch sie kann ohne die moralische und materielle Unterstützung des Publikums nicht gedeihen.

Die schweizerischen Dialektdichter ließen es nicht an Versuchen fehlen, ernste, ja selbst tragische Stoffe für die Bühne zu bearbeiten. Nur wenige haben damit Erfolg gehabt; und keiner von ihnen hat den vollen künstlerischen Erfolg zu buchen, wie ihn Simon Gfeller mit seinem neuesten Dreier-akt erungen hat. Weil hier zum ersten Mal der vollgültige Beweis gelungen ist, daß ein kulturgerechtes, bühnen-wirkliches und bühnenbeständiges Dialekt-drama möglich ist, darum verdient Gfellers „Schwarmgesicht“ besonderer Erwähnung.

Welche Vorzüge machen dieses Stück beachtenswert? Einmal die geschickte, klare, einfache Handlungsführung: Auf dem „Guggersuurbüe“i“, einem Emmentaler Schuhdenhöflein, ist die seelische Not eingekehrt: Ueli Reft, der Bauer, ist im Grenzdienst; daheim verkehrt sich Stüdeli, die junge Frau, in Sehnsucht nach dem seit lange abwesenden Mann; sie fällt in diesem Seelenzustand dem Einfluß ihrer Schwägerin anheim, die sich religiöser Schwärmerei hingegeben hat als Ersatz für ein erhofftes und verlorengegangenes Eheglück. Fridi, das Kleinere der beiden Kinder des Ehe-